

AUS EINEM LAND, DAS NUR NOCH IN GESCHICHTEN LEBT

IM MÄRZ 1989 BEGINNT FÜR DEN 6-JÄHRIGEN FRANZ DINDA EIN NEUES LEBEN. ZUSAMMEN MIT SEINER MUTTER, DIE SECHS MONATE ZUVOR EINEN AUSREISEANTRAG GESTELLT HATTE, VERLÄSST ER SEINE HEIMATSTADT JENA GEN WESTEN. 31 JAHRE SPÄTER GEHÖRT FRANZ DINDA ZU DEN GEFRAGTESTEN SCHAUSPIELERN SEINER GENERATION UND HAT SICH AUCH ALS POET EINEN NAMEN GEMACHT. AB 24. APRIL IST DER 36-JÄHRIGE IN DER ZWEITEN STAFFEL DES SKY-WELTERFOLGES „DAS BOOT“ ZU SEHEN. TOP THÜRINGEN BESUCHTE DEN JENAER IN SEINER WAHLHEIMAT BERLIN-KREUZBERG. EIN GESPRÄCH ÜBER EINE ABENTEUERREISE, IDENTITÄT UND EIN MEISTERLICHES HANDWERK.



Text: Jens Hirsch

Fotos: Mario Hochhaus, Stephan Rabold / Bavaria Fiction GmbH

Herr Dinda, Sie haben als Kind sechs Jahre in einem Land gelebt, das es seit 30 Jahren gar nicht mehr gibt. Kann man da überhaupt von einer prägenden Zeit sprechen?

Ich bin kurz nachdem wir die DDR verlassen hatten sechs Jahre alt geworden. Aber dennoch wurde ich von Eltern erzogen und geprägt, die diese Sozialisierung erfahren haben. Die in ihrem Leben gelernt haben, dass es nur funktioniert, wenn man sich abseits der Politik gegenseitig hilft, Leistungen tauscht, sich solidarisiert und aufeinander Acht gibt. Das Verständnis dafür, dass es allen besser geht, wenn man Hand in Hand arbeitet.

Haben Sie damals verstanden, dass Sie nicht nur einen Ausflug machen, sondern nicht mehr nach Hause kommen?

Nein. Die Tragweite dieses Schritts begreift man als Kind natürlich nicht. Und trotzdem habe ich nicht vergessen, wie meine Mutter in die Küche unserer Sozialplattenbauwohnung in Seeheim-Jugendheim kam, in der wir nach unserer Übersiedelung für drei Jahre untergebracht waren: „Franz“, sagte sie, „die Mauer ist gefallen“. Ich weiß noch, dass mein erster Gedanke

war „Ja, schön für die Mauer“. Aber der aufgewühlte Gesichtsausdruck meiner Mutter, das hat sich in meine Erinnerung ein-gebrannt. Für mich war diese Übersiedelung in erster Linie eine Abenteuerreise. Für Kinder ist Heimat ja zunächst sehr elternbezogen. Meine einzige Sorge war, dass in Westdeutschland Englisch gesprochen wird und ich mir diese Sprache jetzt aneignen müsste.

Hat Ihre Mutter versucht, Ihnen zu erklären, warum sie die DDR verlassen wollte?

Sie hatte das Gefühl, dass irgendetwas passieren wird. Nicht, dass ein halbes Jahr später die Mauer fallen würde, nein. Aber es lag etwas Bedrohliches in der Luft, vor dem sie ihre Familie schützen wollte. 30 Jahre ist das erst her. Es fasziniert mich, dass die Generation nach mir schon gar keinen direkten Bezug mehr zu diesem Teil deutscher Geschichte hat. Die Vorstellung wird verklärt, schöpft sich aus ein paar Filmen, Fotos und Briefmarken – man amüsiert sich über Aluminiummünzen und dann erklären einem die Eltern, es gab mal ein Land, das hieß DDR und früher ging eine Mauer durch Deutschland. Unglaublich, wie schnell Geschichte verblassen kann. Und kaum vorstellbar, was der Mauerfall gerade für ältere Generationen für ein Schock gewesen sein muss.

In der Wissenschaft wird gerade erst verstärkt begonnen, sich mit den Auswirkungen dieser Brüche in vielen Lebensläufen von DDR-Bürgern auseinanderzusetzen.

Jüngere Generationen haben den Wandel natürlich einfacher vollzogen als unsere Eltern- oder Großelterngeneration, die so tief in dieser sozialistischen Denke verankert waren, dass es einer Gehirnwäsche gleichgekommen sein muss, von jetzt auf nachher in ein neues System zu springen. Das kann ich mir auch bis heute nicht vorstellen. Trotzdem: Ich hoffe sehr, dass sich dieses Ost-West-Denken, mit dem Beigeschmack, die neuen Bundesländer seien die Profiteure des Mauerfalls, möglichst bald dem Niveau von Nord-Süd anpasst.

Man spürt, dass Sie das Thema Identität beschäftigt.

Vielleicht ist das schon meine Midlife-Crisis (*lacht*)? Aber im Ernst: Thüringen ist meine Heimat, es ist heute ein anderes Land als zu meiner Geburt. Und es erfüllt mich mit Stolz zu sehen, was hier alles geleistet worden ist: Wie kreativ die Städte sind, wie lebendig die kulturelle Szene ist, wie Thüringen als Forschungs- und Bildungsstandort wächst und gedeiht. Deswegen glaube ich auch, dass die politisch erstarkenden Rechten von dieser schönen Dynamik überwunden werden können und müssen. Es ist mir sowieso ein absolutes Rätsel, wie sich Teile der Thüringer diesen hässlichen Bazillus eingefangen haben.

Seit wann wussten Sie, dass Sie Schauspieler werden möchten?

Seit meinem ersten Schulauftritt in der Theater-AG. Und danach gab es nie den Punkt, an dem ich gezwungen war, diese Leidenschaft ernsthaft hinterfragen zu müssen. Im Gegenteil: Die teilweise naiven Maßnahmen, die ich unternommen habe, um diesem Beruf näherzukommen, haben alle erschreckend gut funktioniert, fast schicksalhaft. Ob das nun an meinem Enthusiasmus lag, der den Verantwortlichen gefallen hat, oder ob ich zur richtigen Zeit am richtigen Ort war – wer weiß? Jedenfalls hat sich mein Traum erfüllt und ich kann tatsächlich von diesem schönen Beruf leben und davon meine Familie ernähren. Dafür bin ich sehr dankbar und demütig. Und ich versuche tagtäglich, mir dieses Privileg auch zu verdienen.

Die Schauspielerei gilt als große Kunst, für Sie ist sie aber auch ein Handwerk.

Mir fällt auf Anhieb auch keine Kunstform ein, die kein Handwerk wäre. Das eine bedingt das andere. Denn Kunst besagt nach meinem Verständnis, dass Sie sich in der gewählten Ausdrucksform solch meisterliche Einblicke und Fähigkeiten verschaffen, dass Sie in der Lage sind, diese im Sinne Ihrer Arbeit virtuos einsetzen zu können. Was die Schauspielerei angeht, so kann ich persönlich Rollen erst dann darstellen, wenn ich ihre Zusammenhänge begriffen habe. Das ist mein Kompass, um in andere Welten abtauchen zu können.

Zum Beispiel in einem U-Boot.

Ganz genau. Und dann hüpfte man mit zehn anderen schwitzenden Männern in einer Holzkiste rum, die aufgrund der Hydraulik beweglich ist und alle tun so, als sei das ein U-Boot, das wegen eines Wasserbombenangriffs gerade auf Grund gelaufen ist. Teilweise ist dieser Beruf schon sehr absurd (*lacht*). Irgendwann heißt es dann „Cut!“, die Szene ist vorbei, alle gehen kurz raus, um frische Luft zu holen und dann steht man da: in einer völlig anderen Welt in einem Studio in Prag. Mag sein, dass es Kollegen gibt, die diesen Beruf verklären, um sich selbst zu schützen. Aber es ist natürlich nicht nur Auserwählten vorbehalten, die Kunst des Spielens zu erlernen.



Der in Jena geborene Schauspieler Franz Dinda mit Chefredakteur Jens Hirsch im Gespräch.

Also ein ganz normaler Job?

Ein Kollege sagte einmal zu mir, es sei einer der schönsten Berufe, die man nicht weiterempfehlen kann. Das trifft es doch ganz gut. Die Kehrseite ist nämlich: Wenn es nicht läuft, ist es sehr unangenehm diesen Beruf auszuüben. Die Ungerechtigkeit daran: Erfolg kann man sich nur bedingt erarbeiten. Es hat wenig mit Fleiß und Ernsthaftigkeit zu tun, mehr mit günstigen Umständen, die sich aber auch permanent ändern können. Das ist Fluch und Segen zugleich und spielt manchen übel mit.

Haben Sie deshalb ein Jahr in Ihrem Kreuzberger Atelier gelebt?

Diese Zeit war für mich eher eine Katharsis, um herauszukommen, wie meine Prioritäten liegen: Arbeite ich für einen gewissen Lebensstandard oder möchte ich so arbeiten, dass ich mit mir selbst künstlerisch im Reinen bin und jederzeit in den Spiegel schauen kann? Kompromisse muss man so oder so machen, denn es ist und bleibt für Berufsschauspieler eben auch immer ein Broterwerb, das darf man nicht ignorieren. Aber man kann die Anzahl an Kompromissen beeinflussen. Glücklicherweise ist es für Filmschaffende gerade eine ganz angenehme Zeit, weil die deutsche Filmbranche so in Bewegung gekommen ist durch die Streaming-Plattformen und dem sich dadurch öffnenden Markt. Es herrscht derzeit eine große Goldgräberstimmung.

Sie meinen, aktuell erfolgreiche deutsche Produktionen wie „Bad Banks“, „Babylon Berlin“ und „Das Boot“ wären vor zehn Jahren in Deutschland nicht möglich gewesen?

Es wäre zu aufwändig und dadurch zu teuer gewesen. Heutzutage gibt es glücklicherweise immer mehr die Bereitschaft, für filmische Inhalte Geld zu bezahlen. Daraus ergeben sich dann natürlich ganz andere Möglichkeiten. Wegen mir kann das gerne so weitergehen. Und ich bin da ganz optimistisch. Die Leidenschaft für Filme ist größer denn je. Gerade in einer Welt, die immer komplexer wird. Da ist das Schauen eines Films eine willkommene Realitätsflucht.

Ich habe da einen Tipp für Sie: Ab 24. April beginnt auf Sky die zweite Staffel der Erfolgsserie „Das Boot“ mit einem gewissen Franz Dinda. Das Thema ist allerdings alles andere als leichte Kost.

Nur ein Bruchteil derer, die mit einem U-Boot in den Krieg gezogen sind, haben überlebt. Das ist erschütternd. Dies authentisch darzustellen ist auch nur begrenzt möglich. Die Schminke, der Schweiß, die Atmosphäre, das ist das eine. Aber die Abgründe, die Hölle, die die Männer damals in unserem Alter erlebt haben, das ist etwas, das man in den Augen der Menschen sieht und an ihrer Ausstrahlung spürt. Solchen Dingen kann man sich schauspielerisch nur sehr vorsichtig und mit Respekt nähern, um zu vermeiden, dass eine Darstellung zur Karikatur verkommt.



Szene aus „Das Boot“, 2. Staffel

Auch wenn Sie nicht zu viel verraten dürfen: Wie geht es denn mit dem von Ihnen gespielten Leitenden Ingenieur Ehrenberg weiter?

Er gerät in ernsthafte Schwierigkeiten. In der ersten Staffel wurde es zwar nur angedeutet und man muss schon sehr genau darauf achten, aber: Ehrenberg ist trockener Alkoholiker. Dies macht ihn erpressbar. Und Sie werden es in der zweiten Staffel ja dann selbst sehen: Ihm wird übel mitgespielt werden, was ihn zu einer tickenden Zeitbombe macht. Allgemein gesprochen kann ich sagen, dass „Das Boot“ für mich, beruflich gesehen, einer der größten Glücksfälle der letzten zehn Jahre war. Das fing schon beim Casting an: Das fand nicht irgendwo statt, sondern im Original-Bootsmodell von Wolfgang Petersen, das in der Bavaria Filmstadt in München steht. Dort habe ich mit zwanzig anderen Schauspielern in verschiedenen Konstellationen für drei unterschiedliche Rollen vorgesprochen. Und es wäre mir wirklich völlig egal gewesen, in welcher Funktion ich bei diesem Projekt hätte mitwirken dürfen, ich wollte einfach nur überhaupt dabei sein. Dass es dann auch noch mit einer so spannenden Rolle geklappt hat, die eine solche Entwicklung nehmen würde, bleibt ein Geschenk von unschätzbarem Wert. Allerdings auch eines, das uns vor große Aufgaben gestellt hat.

Weil es ein schmaler Grat ist, dass es nicht zu einer Verklärung der „Grauen Wölfe“ kommt?

Definitiv. Das Projekt war und ist eine Operation am offenen Herzen der deutschen Filmgeschichte. Und dieser Verantwortung musste sich das gesamte Team stellen, allen voran natürlich unser Regisseur Andreas Prochaska. Was er mit dem Autoren-Team und den künstlerischen Leitern der einzelnen Departments geleistet hat, dafür kann man ihm gar nicht genügend Respekt zollen. Auch wenn ich persönlich gerne mehr Szenen im Boot gehabt hätte (*lacht*). Das Interessante für uns Schauspieler ist ja die Arbeit währenddessen: Was können wir gemeinsam beim Drehen rauskitzeln? Wie können wir das geschriebene Wort der Drehbücher zum Leben erwecken? Da wurde viel diskutiert und durch Proben erarbeitet. Diesen Prozess von den ersten Drehbuchversionen bis zur fertigen Serie zu erleben, das war ungeheuer befriedigend. Wir konnten jederzeit kreativ sein und Ideen einbringen.



**ICH MAG ES, RISIKEN
EINZUGEHEN. ICH DREHE
GERNE FILME, DIE AUCH
HIPPEN KÖNNEN, DIE
ENTWEDER FÜRCHTER-
LICH ODER SEHR GUT
WERDEN KÖNNEN.**

Franz Dinda, Berlin-Kreuzberg



Szene aus „Das Boot“, 2. Staffel – zu sehen ab 24. April 2020 auf Sky

Nach welchen Kriterien entscheiden Sie, ob Sie eine Rolle annehmen oder nicht?

Das Buch muss mich ansprechen. Grundsätzlich habe ich gelernt, dass jedes gute Buch zum Schluss trotzdem einen schlechten Film ergeben kann, wenn die Umstände nicht passen. Man kann aber auch andersherum aus einem mittelmäßigen Skript mit den entsprechenden Kollegen, der Redaktion, mit entsprechenden Möglichkeiten, die von außen eingeführt werden, einen guten Film machen. Für mich gilt es abzuwägen, ob ich in dem Drehbuch Potenzial für mich als Schauspieler sehe. Und im Übrigen mag ich es auch, Risiken einzugehen. Ich drehe gerne Filme, die auch kippen können, die entweder fürchterlich oder sehr gut werden können. Aber eben nicht belanglos. In diesem Spannungsfeld bewege ich mich und bin jedes Jahr aufs Neue gespannt, was so passieren wird. Prinzipiell sehe ich mich nach all den Jahren des Filmedrehens aber auch selbst in der Pflicht, mehr Verantwortung zu übernehmen. Wenn es mir gelänge, in den nächsten zehn Jahren selbst Stoffe mitzuentwickeln und diese dann auch noch umzusetzen, dann hätte ich meine Hausaufgaben, denke ich, gemacht.

Ist das Schreiben von Gedichten und Versen, das Kreieren von Textmaschinen Ihr Ventil, Druck abzulassen?

Absolut. Sobald ich nicht drehe, gehe ich in mein Atelier und beschäftige mich mit meiner künstlerischen Arbeit. Das Erforschen von Sprache, Reimen und Poesie, das Finden von Formen, die das Ganze spielerisch nahbarer machen, hat mich schon immer fasziniert. Zuletzt habe ich mich wieder verstärkt meinem Langzeitprojekt „ReimRaum“ gewidmet, für das ich Maschinen und Apparate baue, die meine eigenen Texte beinhalten. Zum Beispiel habe ich für meinen neuesten Text ein Modellfahrzeug so umgebaut, dass es sich auf Knopfdruck zu einem Transformer umwandelt, der tönt und lärmt und durch die Gegend fährt. Sieben dieser ReimMaschinen sind mittlerweile fertig, einige davon habe ich letztes Jahr mit der freundlichen Förderung von Daimler bei drei verschiedenen Events in deren Kunstsalon „be a mover“ ausgestellt. So oder so, es wird mir nicht langweilig.

Haben Sie denn überhaupt noch Zeit, ab und an Ihrer thüringischen Heimat einen Besuch abzustatten?

Einmal im Jahr bin ich in Thüringen, das nächste Mal im Sommer. Und darauf freue ich mich schon sehr.

Herr Dinda, vielen Dank für das Gespräch.

MERTEN POOLS

TOP Service:
www.franzdinda.de

Aktuelle Filme: „Das Boot“ (Sky) / „Das Tal der Mörder“ (ZDF) / „Matze, Kebab, Sauerkraut“ (Culture-Clash-Komödie) und „Ronny & Klaid“ auf Magenta TV